

Zeitschrift: Horizonte : Schweizer Forschungsmagazin
Herausgeber: Schweizerischer Nationalfonds zur Förderung der Wissenschaftlichen
Forschung
Band: - (2007)
Heft: 73

Artikel: Katharina Mertens Fleury : "Ich grabe Ideen aus"
Autor: Bitter, Sabine
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-968084>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 21.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Katharina Mertens Fleury: «Ich grabe Ideen aus.»

VON SABINE BITTER

BILDER DOMINIQUE MEIENBERG

Ihren einstigen Beruf des Journalismus hat Katharina Mertens Fleury aufgegeben, um sich der mittelalterlichen Literatur zu widmen. Vor allem der «Parzival»-Roman hat es ihr angetan: In diesem Text kann die Germanistin neue Formen des Mitleids nachweisen.

Ob ich trotz Kindern forschen soll, war für mich nie eine Frage: Auch wenn sie mit ihren Puppen und Legos zu meinen Füßen gespielt haben, habe ich konzentriert lesen können. Doch man braucht ein enormes Organisationstalent, weil man doch für alles verantwortlich ist. Man muss einfach immer überzeugt sein, dass es so richtig ist.» Dies sagt Katharina Mertens Fleury (40), Oberassistentin für ältere deutsche Literatur am Deutschen Seminar der Universität Zürich, die mit ihrer Familie in Ependes bei Freiburg wohnt.

Grosse Konzentration brauchte sie denn auch für ihre Dissertation mit dem Titel «Leiden lesen», in der sie sich mit dem Begriff des Mitleids in der mittelalterlichen Literatur befasst. Dabei fand sie heraus, dass sich die heute verbreitete Vorstellung des Mitleids erstmals im «Parzival» beobachten lässt. In diesem Roman, den Wolfram von Eschenbach um 1200 geschrieben hat, findet sich einerseits die ältere Vorstellung von Mitleid, das durch Askese geprägt ist: Eine leidende Figur nimmt dabei die täglichen Mühen auf sich und erduldet das Leid analog zu Jesus Christus. Doch zugleich taucht die neue Vorstellung auf, nach der Mitleid mit Mitgefühl einhergeht: Der Betrachter der leidenden Person versucht, sich in sie hineinzusetzen und das Leiden zu verstehen, etwa indem er sie nach dessen

Gründen fragt. Damit wird auch die Kunst des Verstehens zum Thema. Beide Denkmodelle, so sagt die Forscherin, seien im «Parzival» aber nicht Gegensätze, sondern passten harmonisch zusammen. Dieses Beispiel zeige, wie flexibel das mittelalterliche Denken gewesen sei. Ihre Mittelalter-Forschung gleiche etwa einer «Archäologie des Wissens»: «Was Archäologen bei Ausgrabungen an Objekten und Fragmenten aus dem Boden holen, sind für mich Ideen, die es einmal gab – die heute vielleicht auch für uns relevant sein könnten.» So ermögliche der im Hochmittelalter neu aufgekommene Gedanke des affektiven Mitleids heute ein Nachdenken darüber, wie Menschen füreinander verantwortlich sind.

Preisgeld fliesst in weitere Forschung

Für ihre Dissertation hat Katharina Mertens Fleury den Zeno-Karl-Schindler-Preis für deutsche Literaturwissenschaft bekommen, der 2006 erstmals von der Schweizerischen Akademischen Gesellschaft für Germanistik verliehen worden und mit 10000 Franken dotiert ist. Das Geld möchte sie in weitere Forschungsarbeiten investieren, etwa in ihre Habilitationsarbeit über spätmittelalterliche Literatur, die sie in den nächsten Jahren schreiben will. Präzises und verständliches Schreiben fällt der Wissenschaftlerin leicht, denn sie hat in einem

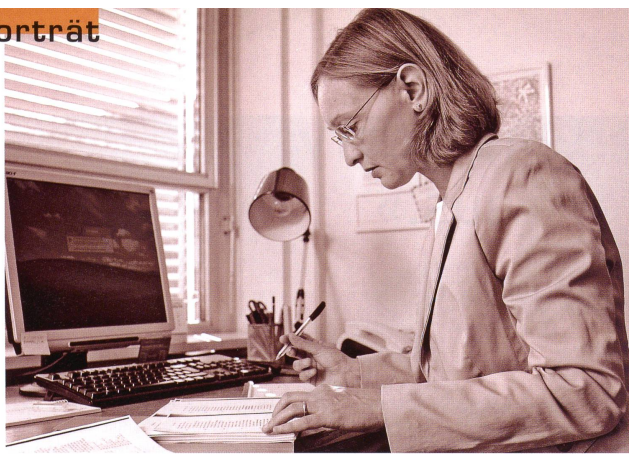
ersten Studium Journalistik und Kommunikationswissenschaften an der Universität Freiburg studiert, nachdem sie als 21-Jährige aus Deutschland in die Romandie gekommen war, um hier Französisch zu lernen.

Kurz nach dem Abschluss des Studiums stellte sich die junge Frau eine neue Aufgabe: Sie bekam eine Tochter, Victoria, und zwei Jahre später einen Sohn, Maximilien. Damals, als die Kinder

«Was Archäologen bei Ausgrabungen aus dem Boden holen, sind für mich Ideen von einst, die heute auch für uns relevant sein könnten.»

noch klein waren, arbeitete sie als Journalistin und als Übersetzerin, bis sie ihr zweites Studium – Germanistische Mediävistik und Literaturwissenschaft sowie Theologie – an der Universität Freiburg begann. Forschung, die sich auf die Vergangenheit bezieht, habe sie stärker fasziniert als der Journalismus. Denn sie liebe es, an Dingen länger arbeiten zu können, bevor sie zu einem Urteil kommen müsse. Dank dem Marie Heim-Vögtlin-Programm erhielt sie vom Schweizerischen Nationalfonds ein zweijähriges Stipendium, das es ihr ermöglichte, ihre Dissertation zügig voranzubringen.

Zwei Kinder, eine Erwerbsarbeit und dann ein Zweitstudium ergaben über all die Jahre ein volles Programm, zumal auch ihr Mann, der als Journalist bei einer Tageszeitung arbeitet, zu 100 Prozent berufstätig war. Ein Kraftakt? Die Familie Mertens Fleury hat sich helfen lassen: «Wir haben uns jahrelang mit Au-pair-



«Ich unterrichte sehr gern und halte Vorträge im Ausland. Daher investiere ich auch meine Freizeit in die Lektüre.»

Mädchen geholfen, die bei uns Französisch gelernt haben.» Aber es habe schon Momente gegeben, in denen ihre Forschungsarbeit durch die Familie in Frage gestellt wurde, etwa, als ein Au-pair-Mädchen den Dienst quittierte, weil sie lieber die Matura machen als Kinder hüten wollte: «Ich hätte es mit meinem Gewissen nicht vereinbaren können, wenn sie dies nicht hätte tun können. Ich habe ihr sogar ein Stipendium besorgt. Aber ich musste ein neues Au-pair-Mädchen suchen, und das war ein Angstmoment.»

Ob es möglich ist, Wissenschaft und Familie unter einen Hut zu bringen, hänge sicher von den Umständen ab, sei aber auch eine Frage der Motivation. Ihr Vorbild sei ihre Schwiegermutter, die es bereits eine Generation früher geschafft habe, in Bern vier Kinder aufzuziehen und trotzdem auswärts als Lehrerin zu arbeiten: «Wenn man sieht, dass das bei anderen klappt, dann hat man selber auch Mut, es durchzusetzen.»

Sie selbst ist als Einzelkind in einer gutbürgerlichen Familie in Deutschland aufgewachsen. Ihre Mutter war nicht berufstätig und hatte sehr viel Zeit für sie, was auch sehr positiv gewesen sei. Sie selbst sei, so sagt Katharina Mertens Fleury weiter, für ihre Kinder – sie werden

13 und 15 Jahre alt – fast immer ansprechbar. Die Familie hat vier Handys in Betrieb. Beim anspruchsvollen Forschungsprogramm kommt die Freizeit vielleicht etwas zu kurz, räumt die Wissenschaftlerin ein. So hätte ihr Haus in Ependes, von dem aus sie einen schönen Ausblick auf den Jura hat, wieder einmal einen Anstrich nötig. Doch dafür habe bisher immer die Zeit gefehlt: «Ich unterrichte sehr gern an der Universität und reise ins Ausland, um Vorträge zu halten: All dies ist eine Bereicherung und macht mir enorm viel Spass. So macht es mir auch nichts aus, meine Freizeit in die Lektüre zu investieren.» Neben Fachliteratur liest Katharina Mertens Fleury gern kunsthistorische Bücher, Ausstellungskataloge oder Zeitungen. Und in den nächsten Ferien, die sie dieses Jahr mit der Familie im Wallis verbringen will, nimmt sie auch einmal leichtere Kost mit. Wandern ist hin und wieder am Wochenende angesagt, wenn man nicht gerade mit einer anderen Familie gemeinsam kocht oder sich bei einem Picknick trifft. Gegenwärtig unterrichtet Katharina Mertens Fleury in einer 50-Prozent-Stelle an der Universität Zürich Studierende auf der Bachelor-Stufe. Sie pendelt nicht jeden Tag von der Romandie nach Zürich, sondern hat eine Zweitwohnung.

Daneben bereitet sie ihre Habilitationsschrift vor und hofft, sich damit später in der Schweiz oder im Ausland erfolgreich auf einen Lehrstuhl bewerben zu können. Auch wenn sie sich der Schweiz sehr verbunden fühle, so betont sie, würde sie für die Forschung überall hingehen. ■

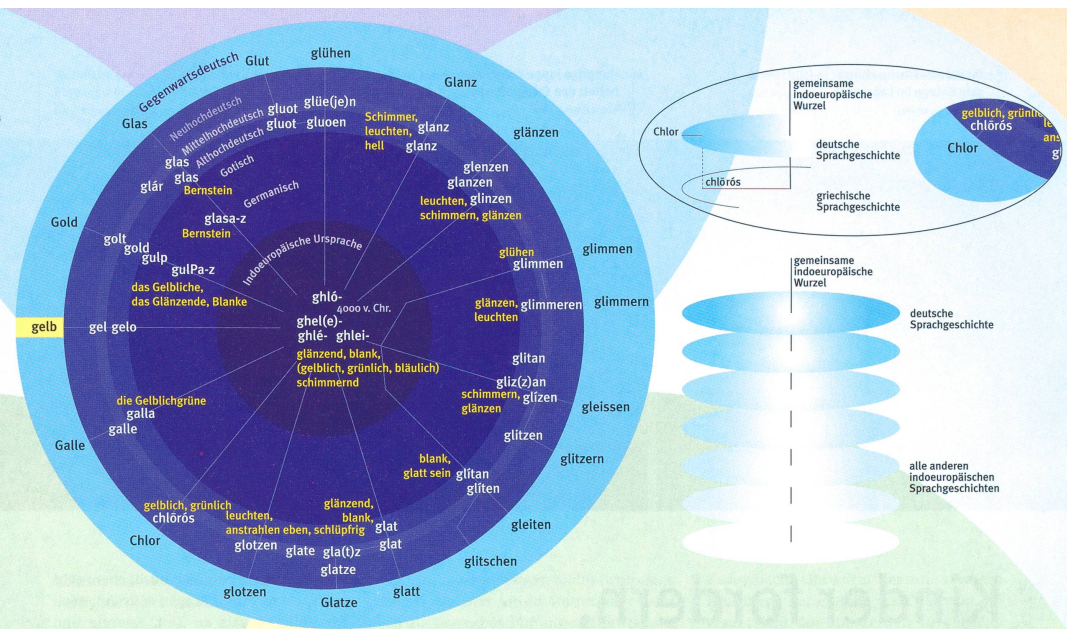
Wie Bilder Wissen schaffen

Wie lässt sich unser Wissen durch neue Darstellungsformen verändern und erweitern? Eine Studie des Nationalen Forschungsschwerpunkts Bildkritik zeigt am Beispiel von etymologischen Wörterbüchern unkonventionelle Lösungen auf.

VON ANITA VONMONT
BILD PALOMA LÓPEZ

Wer hat es nicht schon selbst erlebt: Es gäbe so viel zu schreiben, doch der Platz, der zur Verfügung steht, reicht nicht annähernd aus. In Nachschlagewerken stellt sich das Platzproblem besonders krass. In den etymologischen Wörterbüchern, mit denen sich Paloma López vom Nationalen Forschungsschwerpunkt Bildkritik befasst, kommen die Informationen deswegen streng systematisch und in Kürzestform daher: «Mit den zahlreichen Abkürzungen und den immer gleich verwendeten Schriftschnitten wird auf knappstem Raum viel Information vermittelt», sagt die Spezialistin für visuelle Kommunikation. «Doch vieles lässt sich in Textform weniger eindeutig ausdrücken als mit Bildern. Zum Beispiel die Zusammenhänge zwischen unterschiedlichen Wörtern inner- und ausserhalb der eigenen Sprache.» In ihrem Projekt im NFS Bildkritik arbeitet Paloma López seit einem Jahren daran, solche Zusammenhänge sichtbar zu machen.

Die Etymologie dient ihr dabei lediglich als Mittel zum Zweck. «Mich interessiert, wie sich Wissen durch Visualisierung beeinflussen und erweitern lässt», erklärt sie ihre Motivation. Sie selbst hat keinen sprachwissenschaftlichen Hintergrund,



Unterschiedliche Darstellungsformen für die Entwicklung des deutschen Wortes «gelb»: Oben links ein kreisförmiges Computerdiagramm mit dem Wort «gelb» und verwandten Wörtern der heutigen deutschen Standardsprache (äusserster Ring) und dem indoeuropäischen Ursprung (Zentrum). Unten ein Ausschnitt aus dem Herkunftswörterbuch des Duden. Weil das Computerdiagramm zeitlich strukturiert ist, lässt sich die Entwicklung der Wörter besser überblicken als in der Textbeschreibung, die willkürlich zwischen unterschiedlichen Zeiten und Sprachen hin- und herspringt. Mit einem Klick lassen sich am Computer zudem Ergänzungen einblenden, wie im Fall des Wortes «Chlor»: Ein Mehrkreisdiagramm (oben rechts) verdeutlicht, dass dieses deutsche Wort aus dem Griechischen stammt.

sondern verfügt über eine Ausbildung in Kunst an der Universität Granada und für visuelle Kommunikation an der Hochschule für Gestaltung und Kunst der FHNW in Basel. Das etymologische Fachwissen bringt sie über die Zusammenarbeit mit Indogermanisten in die Arbeit ein. In der Projektzeit legt sie nun erste Modelle vor, welche die Herkunft von Wörtern und ihre Beziehung untereinander visuell darstellen. Die interaktiven Diagramme bringen den zeitlichen Zusammenhang, aber auch den Austausch von Wörtern unterschiedlicher Sprachen klarer zum Ausdruck als herkömmliche Textbeiträge. Denn die Zeitachse bestimmt ihre Struktur. Gruppen von verwandten Wörtern einer Sprache erscheinen jeweils in einem Kreis, auf dem ringförmig – von der aussen liegenden Gegenwart bis zum gemeinsamen Ursprung im Zentrum – die Sprachepochen angeordnet sind. Für jedes Wort einer Sprache lässt sich so mit einem Klick und auf einen Blick erkennen, mit welchen anderen heutigen Wörtern es verwandt ist und über welche früheren Formen man zur gemeinsamen Wurzel

gelb: Das westgerm. Adjektiv mhd. *gel*, ahd. *gelo*, niederl. *geel*, engl. *yellow* steht im Ablaut zu der nord. Sippe von schwed. *gul* »gelb« und gehört mit dieser zu der vielfach weitergebildeten und erweiterten idg. Wurzel **ghel-* »glänzend, (gelblich, grünlich, bläulich) schimmernd, blank«. Außergerm. sind z. B. verwandt aind. *hāri-h* »gelb, goldgelb, blond, grünlich«, griech. *chlōrōs* »gelbgrün« († Chlor), lat. *helvus* »honig-gelb« und russ. *zelōnyj* »grün«. Zu dieser Wurzel gehört auch das unter † Galle behandelte Wort. Die Galle ist nach ihrer gelblich grünen Farbe benannt. Aus dem germ. Sprachbereich gehören ferner dazu die Substantivbildungen † Gold (eigentlich »das Gelbliche, das Blanke«) und † Glas (ursprünglich »Bernstein«) sowie die Sippen von † Glanz, glänzen, † gleissen (dazu glitzern), † glimmen (dazu glimmern), † glühen (dazu Glut) und † glotzen (eigentlich »[an]strahlen«). Auf einem Bedeutungsübergang von »glänzend, blank [sein]« zu »glat [sein]« beruhen die unter † glatt (dazu Glätze) und † gleiten (dazu glitschen) behandelten Wörter. In der Farbensymbolik hat gelb überwiegend negative Geltung, z. B. als Farbe der Falschheit und Eifersucht. Abl.: **vergilben** (mhd. *vergilwen*) »gelb machen oder werden«.

gelangt. Auch Beziehungen der verwandten Wörter untereinander werden sichtbar. Und selbst Beziehungen zu Wörtern aus anderen Sprachen lassen sich – mit Hilfe von mehreren übereinander liegenden Sprachkreisen – im zeitlichen Kontext

klar aufzeigen. Gerade diese Klarheit ist aber auch heikel. Paloma López: «Oft ist die Herkunft von Wörtern nur teilweise geklärt, und die genaue Datierung der Sprachepochen ist schwierig.» Die grösste Herausforderung beim Weiterentwickeln der Diagramme werde es daher sein, «Unschärfen sichtbar zu machen». Zu möglichen Lösungen gelangt sie jeweils übers entwerferische Experimentieren – zurzeit gerade mit verschiedenen Farbtönen. Wie sie am Computer zeigt, wirkt zum Beispiel ein dunkelblauer Kreis sehr viel abgeschlossener vor einem grauen als vor einem mittelblauen Hintergrund.

Nach zwei Jahren sollen die Kreisdiagramme und ihre sonstigen Modelle dann so weit entwickelt sein, dass sie Lexikonmacher zum Aufbau eines virtuellen Herkunftswörterbuchs animieren könnten. Und zwar zu einem, das die medialen Möglichkeiten auch ausschöpft. Die bisherigen Wörterbücher auf CD-Rom sind laut López nämlich meist einfach Textwörterbücher mit interaktiven Verweissymbolen. ■